

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 280. Bromberg, den 22. Dezember 1928.

# Sir Michaels Abenteuer.

Roman von **R. R. G. Browne.**



(21. Fortsetzung.) 

Sie trennten sich in der Halle und Lady Fairlie ging gedankenvoll und mit einem unzufriedenen Gefühl hinaus zu ihrem Wagen. Irgend etwas an diesem neuen Michael gefiel ihr nicht, etwas Geheimnisvolles, um nicht zu sagen Ausweichendes. Aus diesem Grunde hatte sie auch den Ursachen seines merkwürdigen Benehmens nicht weiter nachgeforscht; etwas hatte sie gewarnt, daß sie nicht die Wahrheit erfahren würde. Auch hatte ihr seine Stellungnahme betreffs der gefälschten Banknote keinen besonderen Eindruck gemacht. Deshalb bestand sie nicht darauf, daß er mit ihr zurückkehrte; sie wollte allein sein, um sich über ihre Eindrücke klar zu werden. Der Junge, den sie einst gekannt, schien sich zu einem weniger anziehenden Mann entwickelt zu haben und der Gedanke war peinlich. Sie seufzte und wandte ihre Aufmerksamkeit Mr. Hicks zu.

Der gute Mann gab Zeichen der Ungeduld von sich. Sein kleiner Hut saß am linken Ohr, seine harten Finger trommelten auf dem Lenkrad und das Tempo, in dem er Tabak kaute, war furioso. Als Lady Fairlie erschien, erschrak er, setzte den Hut solider auf und versuchte den Tabak zu verschlucken.

„Ach, lassen Sie doch", sagte Lady Fairlie freundlich, „es macht mir gar nichts". Sie setzte sich ans Rad und kurbelte an.

Mr. Hicks schluckte krampfhaft und konnte endlich reden.

„Hören Sie — das heißt — bitt' um Entschuldigung, M'lady — —"

„Es ist alles in Ordnung, Mr. Hicks", sagte Lady Fairlie rasch, während das Auto abfuhr. „Sir Michael war außer sich, da er natürlich nicht die leiseste Ahnung hatte, daß die Banknote falsch sei. Leider hatte er gerade nicht fünf Pfund bei sich, also bat er mich, ihn bei Ihnen zu entschuldigen und die Sache zu ordnen. Sobald wir nach King's Fortune kommen, will ich das tun, denn ich habe mein Täschchen zu Hause gelassen."

Mr. Hicks empfing diese Mitteilung schweigend. Sein verwittertes Antlitz trug durchaus nicht den erfreuten Ausdruck eines Menschen, der eben gehört hat, daß er fünf Pfund einheimsen wird.

Tatsächlich war er gar nicht zufrieden mit der Entwicklung der Ereignisse. Nicht einen Augenblick glaubte er, daß Sir Michael die Banknote für echt gehalten hatte; so eine ungeschickte Fälschung hätte ein Kind nicht täuschen können, und er war auch nur vorübergehend und unter mildernden Umständen darauf hereingefallen. Er war fest überzeugt davon, daß Sir Michael ihn entweder betrügen oder sich einen schlechten Scherz mit ihm machen wollte, und je mehr er darüber nachdachte, desto größer wurde seine Entrüstung. Der Verlust des Geldes ärgerte ihn weit weniger, als daß so ein flotter Stutzer in Knickerbockers ihn angeschmiert hatte — ihn, den Dachsel-Hicks!

Wenn er es auch der Dame an seiner Seite verschwiegen hatte, war der Hauptzweck seiner Suche nach Sir Michael der, diesem irregeleiteten jungen Mann eine scharfe Lektion zu erteilen von der Art, an die der Dachsel-Hicks einzig und allein glaubte. Nur auf diese Art würde seine Ehre wiederhergestellt, die Wunde, die seine Selbstachtung erlitten, geheilt und dem etwas zweifelhaften Gentleman bewiesen, daß es ein schlechter Scherz ist, Wirte beschwindeln zu wollen. Nachdem er eine Weile über all das gebrütet hatte, kam er zu einem Entschluß. Als sich das Auto den letzten Häusern von Sharrowby näherte, wandte er sich an Lady Fairlie.

„Bitte um Entschuldigung, M'lady, aber möchten Sie mich hier nicht absetzen, es ist mir gerade eingefallen, daß, wenn ich schon hier bin, ich einen alten Freund, der gleich hier um die Ecke wohnt, aufsuchen könnte!"

Lady Fairlie nickte und hielt an.

„Ja, aber was ist's dann mit Ihren fünf Pfund, Mr. Hicks?"

„Ach, das hat keine Eile, M'lady. Ein anderes Mal. Ich möchte den alten George besuchen, wenn ich schon in der Nähe bin."

„Schön. Aber Sie haben es dann weit nach Hause."

„Ich fahre wahrscheinlich mit der Bahn heim, M'lady."

„Und Sie kommen bald nach King's Fortune wegen —"

„Danke schön, M'lady", sagte Mr. Hicks, sich damit zu nichts verpflichtend, denn wenn er seine Absicht ausführte, hatte er brieflich nur ein kühles Willkommen in King's Fortune zu erwarten.

Er kletterte heraus, hob sein Rad herunter, grüßte und stand beiseite, bis das Auto hinter einer Wegbiegung verschwunden war, dann bestieg er das Rad und fuhr gegen Lindley Haus zurück.

Der kleine Zweisitzer sauste weiter. Lady Fairlie war nicht böse über die Wendung, denn sie wünschte mit ihren Gedanken allein zu sein. Aber das war ihr nicht lange gegönnt, denn bald bemerkte sie ein großes Auto, das ihr mit voller Geschwindigkeit entgegenkam. Sie schaute es müßig an, fuhr zusammen, runzelte die Stirn und schaute genauer hin. Zweifellos war es ihr eigenes Auto, das, in dem ihr Bruder nach dem Bahnhof gefahren war. Nun hielt es an ihrer Seite und das behaarte Antlitz M. Moons erschien am Fenster.

Lady Fairlie hielt gleichfalls und schaute ihren Bruder erstaunt an.

„Josef! Was machst du hier?"

Mr. Moon stieg ab und näherte sich ihr. Durch das Bartgestrüpp sah sie einen sonderbaren Ausdruck auf seinem Gesicht.

„Ich war schon beinahe am Bahnhof", sagte Mr. Moon, „als ich bemerkte, daß ich meine Pfeife — meine Lieblingspfeife — zurückgelassen hatte. Ohne meine Pfeife kann ich Mrs. Smith-Saunders nicht malen, also kehrte ich um. Du warst weg und Crump sagte mir, du seiest nach Sharrow gefahren. Also veranlaßte ich den guten Jakson, mich herzuführen."

„Aber warum, Josef?"

Mr. Moon kraute sich den Bart.

„Bist du in Lindley Haus gewesen, Karoline?"

„Ja."

„Hast du Mike gesehen?"

„Ja."

„Bist du dessen sicher?"

Seine Schwester starrte ihn an.

„Wie meinst du das, Josef?"

„Wieso wußtest du, daß es Mike war? Hast du ihn selbst erkannt oder wurde er dir von jemand vorgeführt?"

„Mrs. Bytheway hat ihn zu mir gebracht, natürlich. Aber wirklich, Josef, ich verstehe nicht — —"

„Ein großer brünetter junger Mensch?" sagte Mr. Moon, „schwarzes Haar, Adlernase und so weiter? Wadenstrümpfe?"

„Ja natürlich. Was? — —"

„Mike", sagte Mr. Moon, „hat keine Wadenstrümpfe."

Lady Fairlie schaute ihn erstaunt schweigend an.

„Das", sagte Mr. Moon, „war nicht Mike."

Eine Pause.

„Josef," sagte Lady Fairlie kalt, „hast du getrunken?"

„Wann immer möglich," gab Mr. Moon zu, „aber in diesem Falle hat nicht Trunkenheit, sondern Stellvertretung stattgefunden."

Lady Fairlie war gänzlich verwirrt.

„Es tut mir leid, Josef, aber ich verstehe gar nichts. Möchtest du mir nicht langsam und deutlich sagen, was du meinst?"

„Höre!" sagte er.

Und Lady Fairlie hörte zu, während er die ganze Geschichte von Sir Michael Fairlie, sechstem Baron in der Ahnenfolge, von dem Augenblick seiner Ankunft im Atelier bis zu Mr. Moons Abreise von Lindley Haus erzählte. Sie hörte schweigend und mit ausdruckslosem Gesicht zu; erst als er die Erzählung beendete, sprach sie und dann etwas Unerwartetes.

„Ich bin sehr froh", sagte sie.

„Wie?"

„Mir hat dieser Mensch nicht gefallen," sagte Lady Fairlie nachdenklich. „Es war etwas nicht in Ordnung mit ihm. Ich bin froh, daß er nicht Michael ist . . . Josef, das ist eine ganz außergewöhnliche Geschichte. Wenn ich nicht wüßte, daß du es nicht kannst, würde ich glauben, du habest sie erfunden. Michael muß ein außerordentlich ungestümer Mensch sein."

„Das ist er. Aber es ist das richtige Ungestüm und er hatte eine Entschuldigung, Karoline."

„Du meinst das Mädchen? Oh!" sagte Lady Fairlie plötzlich. „Ist sie blond mit einer guten Gestalt und einem etwas traurigen Gesicht?"

„Mehr oder weniger. Warum?"

„Ich habe sie gesehen. Ich wollte, ich hätte es damals gewußt. Nun, ich sollte wohl sehr böse auf Michael sein und ich bin es natürlich auch. Aber ich bin so froh, daß dieser Mensch nicht er ist oder er dieser Mensch — — Was sollen wir jetzt tun?"

„Ich glaube," sagte ihr Bruder grinsend, „das beste ist, wir gehen nach Lindley Haus, machen reinen Tisch und holen den verlorenen Sohn heim — mitsamt dem Mädel, wenn er ohne sie nicht geht."

„Ja," stimmte Lady Fairlie zu. „Das wird am besten sein. Der Kirchenbaufonds muß sich ohne mich behelfen. Ich muß mit diesem Mädchen sprechen."

Also wandte sich der kleine Zweisitzer wieder Lindley Haus zu, den großen Wagen im Gefolge. Mr. Moon verkürzte den Weg, indem er noch einiges zu seiner Erzählung nachtrug und die vielen genauen Fragen seiner Schwester beantwortete. Als sie das Gittertor von weitem sahen, machte er eine tiefsinnige Bemerkung.

„Dies", sagte er, „wird Mrs. Bytheway in Herz und Nieren treffen."

„Du brauchst deshalb nicht roh zu werden, Josef", rügte Lady Faierlie.

„Und nach dem, was du mir erzählst und was ich selbst gesehen habe, glaube ich, wird es ihr gut tun."

Der Zweisitzer und sein großer Bruder hielten unter der Terrasse. Mr. Moon half seiner Schwester aus dem Wagen und sie stiegen zusammen die Stufen hinauf. Als sie sich der Türe näherten, wurde diese von innen geöffnet, Mrs. Bytheway stand vor ihnen und blickte mit einem Gemisch von Genugtuung, Überraschung und Beunruhigung von einem zum anderen. Genugtuung über die Rückkehr von Lady Fairlie, deren abschiedsloser Abgang sie tief verletzt hatte; Überraschung, Mr. Moon in ihrer Gesellschaft zu sehen, und Beunruhigung, weil die Polizei bereits auf dem Weg hierher war.

„Ich sah Sie aus meinem Schlafzimmerfenster," sagte sie lebhaft, „und eilte hinunter. Mr. Moon, wie freue ich mich, Sie wiederzusehen. Ich wußte nicht, daß Sie ein Bekannter von — —"

„Mr. Moon", erklärte Lady Fairlie, „ist mein Bruder."

Mrs. Bytheway schaute verständnislos drein.

„Ihr Bruder? Aber — aber — dann muß er ja Sir Michaels Onkel sein!"

„Aber", wandte Mrs. Bytheway ein, „als Sie hier waren — —"

„Erwähnte ich es nicht? Das ist richtig. Denn sehen Sie, er weiß es nicht."

„Weiß was nicht?" fragte Mrs. Bytheway verwirrt.

„Daß ich sein Onkel bin."

(Fortsetzung folgt.)

---

# Das Kind.

**Von Friede H. Kraze.**

(Nachdruck verboten.)

(2. Fortsetzung)

Wieder kommen die Bilder zu dem Vagabunden. Klein Theda hat noch oft den Arm um Broders Nacken geschlungen, an Festen und Alltag, Winters und Sommers. Auch als sie die langen blonden Zöpfe wie ein Krönlein von Gold um den Scheitel gelegt trug.

Und Karsten? Wo war Karsten in dieser Zeit?

Ja, einer muß wohl arbeiten und aufpassen! Die Lippen des Vagabunden saugen sich wieder so fest ineinander, daß sie fast verschwinden. Der große, dunkle Blick seiner Augen wird wieder scharf und unruhig. Eben noch fühlte er Thedas Arm in seinem Nacken. Er erzählte ihr von fernen Ländern und Meeren, wo schöne bronzebraune Menschen, in gelbe und rote Tücher eingeschlagen, lautlos auf nackten Sohlen einherwandeln. Von Tigern und Skorpionen erzählte er ihr, von elfenbeinernen Türmen und rosenroten Städten, von Bergen wie Zuckerhüte und Bäumen mit violettem Laub, in denen Affen mit uralten Gesichtern sich schaukeln. Von großen Taten und kühnen Fahrten erzählte er ihr. Dann leuchteten Thedas Augen und wurden dunkel und tief wie das Meer an Juliabenden. Ihre Wangen glühten. Sie sah aus, als wollte sie sogleich fortrennen und dieses ganze farbige Leben in ihre Arme fassen.

Aber wenn Karsten in seinen großen, schweren Stiefeln, noch schwerer von Schlick und Klei, mächtig ausholend, die Reitgerte oder den Fennstock unter dem Arm, angeschritten kam, dann konnten Thedas Augen, die alle Prächte und alle Fernen noch eben an sich genommen hatten, plötzlich sanft und demütig werden. Und sie, die eben noch gelacht und gesungen hatte wie ein Frühlingsvogel, verstummte plötzlich, und es kam, daß sie erblich.

In diesem Augenblick hört der Vagabund auf der Fleetbrücke das Donnern von Pferdeeisen und Rädern. Er fährt zusammen. Sie kommen zurück aus Odebüll. Theda und das Kind und auch Karsten natürlich. Der Vagabund hat die Empfindung, als hätte Karsten sie ihm beide geraubt in seiner Abwesenheit. Das Kind war doch nicht wie Karstens Jungen! Wie hätte Karsten jemals daran gedacht, sich unter den Apfelbaum zu stellen zur Christnacht!

Das ist noch eine Erinnerung an Mutter, die Schwester von Thedas Mutter. Diese zwei Frauen hatten ein leicht bewegtes, lachendes und gläubiges Blut in das schwere, strenge Karstenblut hereingebracht. Sie waren beide von ihren Männern stumm, aber abgöttisch geliebt worden. Ihr Blut floß in Theda und in ihm, dem Vagabunden. Das Kind hatte es geerbt. Karsten hatte kein Teil daran.

In diesem Augenblick braust der Wagen an der Knickmündung vorüber. Der Vagabund, der, ohne es selbst zu wissen, umgekehrt ist, drückt sich fest gegen die Hecke. Pferde und Wagen brausen so nah, daß ein heißer Schaumfetzen von den Lefzen des mächtigen friesischen Hengstes ihm ins Gesicht schlägt. Er fegt ihn zornig mit dem Ärmel fort. Das war immer Karstens Art: diese fast unbezahlbaren, wilden Tiere zu fahren. Seine Pfrde waren berühmt durch das ganze Land.

Aber nun setzt er Frau und Kind diesen Tollheiten aus. Es ist wie damals, als er Theda in seinem neuen Boot auf die Insel nahm. An jenem Tage, als die Fischer nicht hinausgehen wollten. Der Vagabund sieht noch Thedas Gesicht, wie sie zu Karstens ins Boot stieg. Es war schneeweiß. Aber nicht totenfarbig, sondern transparent und wie durchglüht von einer starken Flamme.

Jetzt ist der Vagabund, der in Gedanken die Landstraße wieder zurückgegangen ist, nicht mehr sehr weit vom Hoftor. Der Wagen ist bereits hindurch und vorgefahren. Theda und das Kind sind wahrscheinlich bereits in der Stube.

Aber während Joern, der Knecht, das Bohlentor der Einfahrt zulegt, und mit der langen Stange versieht, hört der Vagabund starke Schritte vom Hause zurückkommen zu der kleinen Pforte, die noch niemals geschlossen worden ist auf Poggenburg. Tiras gebärdet sich wie ein Wahnsinniger.

— Mein Gott! — denkt der Vagabund — Jetzt! —

Aber schon ruft eine andere Stimme: Kusch!

Der Hund, der wieder wie seit zehn Jahren den unbegreiflichen und unmenschlichen Befehlen aller Karstens gehorcht, legt sich winselnd und kleine scharfe Schreie ausstoßend im Innern des Hofes gegen den Pfeiler. Karsten reißt die kleine Hoftür mit einem harten Ruck über den Kiesberg zurück: „War einer hier?"

Brandt, der uralte Schafmeister, der zu Hause geblieben ist, weil einer doch auf dem Hof sein muß, weiß von nichts. Er hat niemand gesehen. Vielleicht war es der neue Knecht.

der erst seit Michaeli auf Poggenburg dient und nicht weiß, was hier Brauch ist.

Der Bruder des Vagabunden tritt vor das Tor, sieht mit scharfem Auge die Landstraße hinauf und hinab. Daß in den Stechpalmbusch des Zaunes sich ein Körper eindrückt, kann er unmöglich erkennen. Er ruft mit einem gellenden Pfiff Tiras zurecht, der, die unruhige Nase auf dem Boden, sich fertig macht, loszupreschen.

„Haben wir jemals auf Poggenburg die Tür geschlossen?" sagt Karsten Karstens zu Brandt. — „Und gerade zur Christnacht! Wenn vielleicht ein armer Teufel des Wegs kommt und sich wärmen will!"

Er geht in den Hof. Er muß Tiras zweimal rufen, bis er ihm folgt, Rute eingezogen, mit allen Zeichen des Kummers.

„Was ist mit dir los, Tiras? Dummer Kerl!" Er kraut den Hund.

— Ein Karstens auf Poggenburg kann sich nicht vorstellen, daß seinem Hof von einem armen Teufel ein Unheil geschehen könnte, — denkt der Vagabund. — Er tritt das alles unter seine Füße. Das Kind hat das Blut gespürt. Der Hund hat das Blut gespürt. — Mein Herr Bruder könnte über mir stehen, und seine Pferde könnten mich zertreten, ohne daß er gespürt hätte: Dies ist Broder, den ich um sein Erbe gebracht habe. — Denn das Bild, das vorhin ganz klar und deutlich vor dem Vagabunden gestanden hatte, ist jetzt ganz schwarz und giftig geworden von dem Gallenbittren, was ihm wieder in der Kehle sitzt.

— Nun, es bedurfte nur eines Streichholzes; — denkt der Vagabund, — so könnte auch ein armer Teufel eine Macht werden. Nichts als ein kleines Streichholz gehörte dazu! —

Die Lippen des Vagabunden, die eine schöne Schwingung haben könnten, saugen sich böse zurück und entblößen die Zähne. Es ist gut, daß das Kind vorhin den Vagabunden nicht mit diesen bösen Zähnen gesehen hat. Er muß lachen. Lautlos und schrecklich schüttelt er sich in seinem elenden Anzug vor Lachen. — Ein einziges Streichholz! Das Gleichnis vom verlorenen Sohn, der heimkehrte, kann auf verschiedene Weise gespielt werden. Wie wäre zur Abwechselung einmal diese Manier: Qualm, Rauch, eine lange bleckende Flamme, aus den Ställen Gebrüll der geängstigten und gepeinigten Tiere, Krachen von Scheiten und zuletzt der Sturm. Nun, er würde das rote, funkelnde Banner in schwere Arme pressen. Das Feuer ist eine alte Liebe des Sturmes. Wie sie mit einander rasen würden in ihrer Hochzeitsnacht auf dem alten Reetdach der Poggenburg!

Wie der Vagabund sieht, wie das Storchnest verbrennt, scheinen seine vor Haß und Wut glühenden Augen plötzlich zu erlöschen: Er erblickt doch auch plötzlich eine weiße Gestalt, wie sie mit fliegenden Haaren, etwas Bewegungsloses an die Brust gepreßt, aus dem Hause stürzt und zusammenbricht. Der Vagabund fühlt die Fischhaut im Genick: — Theda, — denkt er. — Das Kind! — Ja, wenn das einmal passieren sollte! Für Theda und das Kind mochte es der Tod sein. Denn Karsten — denkt der Vagabund verächtlich, — ihm würde das am wenigsten ausmachen. Er würde sicherlich zuerst das Vieh aus den Ställen zerren. Er war gewiß auch so hoch versichert, um Poggenburg wieder aufzubauen, herrlich genug, daß das alte sich davor schämen müßte.

Aber wie die bösen Zähne des Vagabunden sich wieder entblößen wollen, scheint es, als ob eine Faust ihm ins Genick griffe und ihm den Kopf tief eindrückte. Er bekommt wieder die runden, heißen Flecke auf den Backenknochen: Poggenburg! sagt jemand zu ihm. — Irgend ein neues, kostbares Poggenburg sollte Karsten Karstens dieses alte Gewese von Vätern und Urvätern her ersetzen können? —

Nun tritt der Vagabund neben die Pforte. Rechts und links auf den beiden Pfeilern sitzen die alten, steinernen, von Wind und Regen platt gewaschenen Poggen. Er bleibt hinter dem linken Pfeiler stehen. Er hört, wie sie die Haustür aufmachen. Dann ruft ein Glöckchen. Es hat nur einen feinen, kleinen, silbernen Ton. Aber es ist, als ob der Mondschein diesen feinen Ton aufnimmt und ihn in jeden dunklen Winkel trägt. — „Bescheren — Bescheren!" — ruft das Glöckchen und die Stimme des Kindes. — „Weihnachten! Weihnachten! — Joern, Momme, Stina, alle! Bescheren — Bescheren!"

Und wie die kleine, helle, silberne Glocke noch immer ruft mit dem Kinde zusammen, hört es der Vagabund über den Hof kommen auf schweren Stiefeln und schweren Schuhen, aus dem Leutehaus zum Herrenhaus.

Nun ist die Glocke verstummt. Die Tür schließt sich, und dann: „Es ist ein Ros' entsprungen . . ."

— Wenn sie nur Tiras drinhalten, — denkt der Vagabund. Sein Mund ist gut geworden. In seinem elenden Anzug zittert er wieder. Aber es ist nicht Kälte oder Wut: — Wenn sie bloß den Hund nicht herauslassen! — denkt er fortwährend.

„Mitten im kalten Winter, wohl zu der halben Nacht . . ."

Drinnen im Hause tragen ungefüge, polternde Männerbässe, ein paar nicht ganz reine, ein wenig scharfe Frauenstimmen. Aber bis sie zum Vagabunden kommen, sind sie mild wie Honig und immer ist es, als ob von Zeit zu Zeit eine silberne Taube über ihnen schwebt: Das ist Thedas Stimme.

Nun schweigt das Lied. Nun ist alles ganz still. „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden!" — Ja, nun weiß der Vagabund doch plötzlich die zwei ersten Sätze, die ihm vorhin durchaus nicht einfallen wollten.

Er weiß es nicht, daß er die Mütze abgenommen hat wie in der Kirche und daß er sie zwischen den Fingern dreht. Wenn er es wüßte, würden vielleicht wieder die bösen Zähne zum Vorschein kommen. Aber er denkt nur: Jetzt wird drinnen die Weihnachtsgeschichte vorgelesen. Das Evangelium wird verlesen. Vielleicht sagt auch das Kind ein Verschen auf. Wir lernten doch auch immer kleine Verse zu Weihnachten, Karsten und Theda und ich.

Ja, nun wird ja wohl gleich die Weihnachtstrompete erklingen!

Der Vagabund kann es nicht mehr abwarten. Hineingehen kann er nicht, wenn auch heute Abend zehn mal ein armer Teufel hier einen warmen Platz und ein Weihnachtsessen bekommt. Er spürt eben gar nicht das Gallenbittere bei diesem Gedanken. Er lacht ein wenig. Denn hinter dem „armen Teufel" hört er doch ganz deutlich die Stimme des Kindes: Kein Landfahrender ist heute ohne Obdach. — Aber trotzdem — hineingehen kann er nicht. Auch nicht als Broder Karstens. Das ist ganz sicher. In diesem Aufzug. Wenn nur wenigstens die Knechte erst in ihrer Stube wären! Und wenn sie nur Tiras drinnen behalten.

Nachher kommt wieder ein Lied und noch eins. Und dann ist es wieder still. Oder jubelt es? Nun bepacken sie sich alle mit ihren Korinthenbroten und braunen Kuchen, Jacken und Röcken und Mützen, denkt der Vagabund. Jetzt sagt Brandt wie jedes Jahr: Schön Dank auch, Herr! Schön Dank auch, Frau! Gottes Segen über das Kind zu Weihnachten! — Jetzt gehen sie zu Fisch und Braten und süßem, selbstgebrantem Bier. Ja, wie sie sich die Lippen lecken, und wie ihnen das Feuchte im Munde zusammenläuft!

Im nächsten Augenblick geht wirklich die eichene Haustür. Schwere Stiefel und schwere Schuhe stampfen. Man hört Lachen und Scherzen und gleich danach ein Klirren von Tellern und Schüsseln.

„Tiras!" jubelt das Kind. „Deine Weihnachtswurst, Tiras!" Ein Freudengekläff verklingt im Innern des Hauses.

Der Vagabund wartet eine Weile. Der Schweiß tritt ihm in kleinen Perlen auf Stirn und Nacken. Er wartet noch eine Weile. Er zittert wieder von oben bis unten. Dann wagt er es doch. Er tritt in das Tor zwischen die beiden steinernen Poggen. Da ist der wunderbare helle Schein, den die Weihnachtsstube in den Schatten des Hauses wirft. Die Spitze des hellen Scheines berührt den Mondsee. Ein Licht fließt in das andere. Christbaum und Mond. Himmel und Erde: Ehre sei Gott in der Höhe!

Der Vagabund hat sich mauerentlang bis an das erste Fenster gedrückt. Er kann die ganze Stube übersehen. Sie ist kaum verändert gegen damals, als er und Karstens noch ihre Weihnachtsverschen aufsagten. Vor dem Christbaum das Kripplein, rechts das Bild der Sixtina, links die Heilige Nacht von Corregio, alle mit Stechpalme umsteckt. Auf dem alten Mahagonisekretär zu beiden Seiten des oberen Faches stehen die Transparente, die Vater geschnitten hat. Eins zeigt das Christkind auf der Weltkugel, mit dem Hemdchen voll Spielzeug, das andere die Namen Karsten und Broder in der Umrahmung von Tannenzweigen.

Der Vagabund sieht angestrengt zur Krippe hin. Dort steht das Kind. Es hebt die kleinen Hände, als wolle es das Knäblein in der Krippe streicheln. Aber in Wirklichkeit legt es ihm ein Zuckerhühnchen, herrlich in Goldpapier gewickelt zu Füßen. Es will nichts Geringeres bringen als die Könige aus Morgenland.

Rechts und links vom Kinde stehen Karsten und Theda. Sie scheinen alle drei auf ihre Gabentische vergessen zu haben. Das Kind ist versunken in die heilige Geburt, die Eltern sind versunken in die Andacht des Kindes. Plötzlich erinnert sich das Kind: Es hat doch auch Geschenke!

Der Vagabund sieht, wie es, rot vor Glück, das Buchzeichen mit den Sternen und das andere gelb wie der Sommer den Eltern überreicht. Die Eltern sind sehr glücklich. Theda zählt die Sterne auf ihrem Andenken und Karsten hebt seins in die Höhe und scheint irgend ein kostbares Buch zu nennen, bei dem es ihn erinnern soll. Nun, da das Kind selbst geschenkt hat, überkommt es der völlige Jubel. Die Trompete klingt, die Zirkuspferdchen fangen an, zu tanzen. Tiras muß alles mit erleben. Plötzlich scheint dem

Kind etwas einzufallen. Es sucht und findet ein drittes Buchzeichen, ein wenig krumm, nicht ganz so vollkommen wie die anderen, aber doch sehr schön. Das Kind fängt an, aufgeregt mit Vater und Mutter zu sprechen. Vater und Mutter sehen einander an. Sie erwidern dem Kinde und nicken ihm zu, als ob sie es auf etwas verweisen, was sicher sogleich geschehen wird.

Nun gehen die Eltern zu ihrem eigenen Gabentisch. Theda streichelt über ein helles, weiches Zeug und etwas Funkelndes, was in den Falten liegt. Sie lächelt glücklich. Sie sieht zu Karsten auf, der eine schöne lederne Mappe in der Hand hält. Er sieht auf sie herunter. Auch sein Blick ist froh. Aber wie immer ist, als ob ein Zaun vor seinen Augen wäre, über den sein Blick nicht völlig wegkäme. Er streichelt Theda leicht über das Haar. Sie sieht aus, als wolle sie sich an ihn schmiegen. Aber sie tut es nicht. Vielleicht sagt sie Dank. Geküßt haben sie sich nicht.

In diesem Augenblick ist die Kerze niedergebrannt. Ein Funke läuft wie ein goldenes Schlänglein zu den Nüssen. Als er das Papiernetz erreicht hat, in dem Süßigkeiten schaukeln, schießt eine Flamme hoch auf. „Karsten, Karsten!" ruft Theda. Das Kind jubelt.

Der Vagabund fährt zusammen. Er sieht tausend Flammen hoch schlagen und ihr rotes Gebleck hierin und dorthin werfen. Er steht ohne Bewegung. Aber Karsten hat schon längst das brennende Papiernetz und den Zweig zwischen seinen Händen zerdrückt. Theda faßt behutsam seine Hand und besieht sie. Er lacht. Es sieht aus, als wolle sie die Hand küssen. Aber sie tut es nicht. Karsten löscht alle Lichter des Baumes. Nun brennen nur die Kerzen auf der marmornen Spiegelkonsole. Man hätte vorher sich nicht ausdenken können, daß eine Stube je so dunkel werden kann, wie eben diese Weihnachtsstube geworden ist.

Aber nun gehen sie hinüber zu Karpfen und Schweinskopf. Das Kind läuft ans Fenster. Wahrhaftig, es läuft an das Fenster, wo der Vagabund steht. Der Vagabund weicht entsetzt zur Seite. Aber er sieht auch so das platte Näschen an die Scheiben gedrückt über den Hyazinthentöpfen und zwei große fragende Augen. Das Kind schüttelt den Kopf. Es sieht einen Augenblick traurig aus. Es erzählt wieder den Eltern. Die Eltern trösten und fassen es an den Händen.

Die Tür zum Eßzimmer geht auf. Der Geruch von herrlich gebratenem Fleisch kommt durch irgend einen Fenstерspalt. Man sieht den Glanz von Damast und altem Silber unter der großen milden Lampenglocke.

Der Vagabund steht noch immer vor der erloschenen Weihnachtsstube. Der Mond hat den Nebel vertrieben. Es ist kälter geworden. Es ist Frost in der Luft. Der Vagabund spürt, wie seine Füße und sein Rücken eiskalt geworden sind. Der Geruch des gebratenen Fleisches und der anderen Weihnachtsgerichte macht ihn seltsam leicht und unruhig in der Magengegend. An den Fisch denkt er nicht. Aber er muß es sich vorstellen — er kann es nicht lassen — so ein schönes, saftiges Bratenstück mit einer festen braunen Glasurkruste spürt er zwischen den Zähnen, mit gebackenen Würstchen und Kohl und einem ordentlichen Zug aus dem Glas Portwein, von den verstaubten Flaschen, ganz hinten im Keller.

Und wie er auch den Portwein schmeckt zu dem Braten und dem Kohl und den Würstchen, und wie seine Kehle ganz eng wird, scheint es ihm, als ob seine Füße unter ihm fortweichen und nachgeben.

— Ich brauchte ja jetzt nicht gleich hinein, — denkt der Vagabund. — Ich könnte warten bis zur Nacht. Heute wird auch die Haustür unverschlossen bleiben. Der Julklotz wird die ganze Nacht auf der Diele brennen, und die Schüssel mit Grütze wird auf dem Tisch stehen. Für die Toten auf Wanderschaft. — Ich könnte sehr gut mich am Feuer wärmen und von der Grütze essen. Bin ich denn anders als Toter in diesem Hause? —

Aber vielleicht ist es doch noch zu lange hin bis Mitternacht für jemand, dem die Füße und der Magen so sonderbar leicht wurden. Jedenfalls um den Mondsee herum, im Schatten der Mauer, schleicht der Vagabund zum Kuhstall. Die Tür ist leicht zu öffnen. Er schließt sie behutsam wieder. Warmer Brodem schlägt ihm entgegen, wie Speise. Nun empören sich Magen und Eingeweide völlig.

Der Vagabund beißt die Zähne zusammen. Eine Kuh melken kann er nicht. Und selbst wenn er es könnte, so wäre es jetzt zu spät. Sie würden jetzt nichts mehr hergeben. Sie liegen friedlich nach der letzten Fütterung. Sie mahlen mit ihren großen rosa Mäulern. Ein Geruch von Sommer und Himbeeren ist um die jungen Färsen. Im Mondschein richtet die eine oder die andere ein großes, schwarzes, sanftes Augenpaar auf den Vagabunden. Sonst haben sie nichts gegen ihn. Er wühlt sich in ein Bund Heu. Wärme fängt an, seine Glieder wieder lebendig zu machen. Wärme macht seine Augen müde. Er hat Zeit bis morgen früh. Er schläft ein. Wenigstens er träumt. Er träumt von Theda. Er hat sie geliebt, er liebt sie im Traum. Theda ist die Jugend. Theda ist die Unschuld. Theda ist die Heimat. Er weiß nicht im Traum, daß niemals ein Wort von Liebe zwischen ihnen gefallen ist.

Plötzlich — der Vagabund meint, er habe viele Stunden geschlafen — in Wahrheit ist es aber nur eine kurze Zeit — die Glocke vom Odebüller Kirchturm schlägt zehnmal. Der Vagabund fährt in die Höhe aus seinem Heu. An der Stalltür ist ein Geräusch. Die Tür geht auf. Im Mondsee, der breit hereinfließt, steht das Kind im langen weißen Nachtkleid. Es sieht aus, als sei es auf dieser langen hellen Mondbahn direkt vom Himmel auf die Erde gereist. Hängen nicht noch Sterne an seinem Haar?

Der Vagabund hat sich auf den Ellenbogen aufgerichtet. Er fängt wieder an, zu zittern. Er weiß, diesmal ist es das Zittern eines Glückes: „Broder," sagt er, „Klein Broder!"

Wie der Vagabund dem Kinde die Arme entgegenhebt, läuft es eilig zu ihm hin, schmiegt sich an ihn und drückt ihm etwas in die Hand. Es ist das dritte, nicht ganz vollkommene Buchzeichen und die Hälfte von einem Marzipanherz.

„Warum kamst du nicht?" fragt das Kind vorwurfsvoll. „Wo ich doch mein Geschenk für dich hatte! Die Eltern haben einen Platz für dich gemacht am Tisch. Ich sagte es ihnen, ein Landfremder wird kommen, den ich lieb habe."

Der Vagabund hält das kalte Kinderkörperchen, das nur ein Nachtkleid aus Flanell trägt, fest an sich gedrückt. Er wühlt es in das Heu ein, dicht neben sich. Er wärmt die kleinen Glieder in seinen Händen. Das Kind scheint von Kälte nichts zu wissen.

„Wie kommst du hierher?" fragt der Vagabund. „Was willst du denn im Stall? Sag mir doch!"

Das Kind kann sich nicht genug verwundern über diese Frage. Sie ist auch ganz überflüssig. Der Vagabund weiß natürlich alles. Er weiß auch noch etwas, was er eben nicht wußte: Das Kind hat gemeint, nun sei eben die Mitternachtsstunde. Es war beim Apfelbaum. Dort hat es den Himmel offen gesehen und das himmlische Kind. Nur der Vagabund, den es dorthin bestellt hat, ist nicht gekommen. Nun sucht es den Vagabunden bei den Kühen. Die in der Christnacht auf die Knie fallen und anbeten.

„Bist du darum in den Stall gekommen?" fragt der Vagabund.

Das Kind muß nur lachen über diese Frage.

„Haben sie schon gebetet?" fragt es mit klopfendem Herzen.

„Sie beten jetzt eben", sagt der Vagabund.

Das Kind kniet hin im Arm des Vagabunden. Es faltet die kleinen Hände auf seiner Brust. „Vom Himmel hoch, da komm ich her . . ." fängt es an mit seiner kleinen hellen Stimme.

Der Vagabund kann sich nicht rühren. Er hält das Kind im Arm. Er fühlt wieder dieses Salzene in seiner Kehle. Er muß es fortwährend herunterschlucken, weil es ihm sonst in die Augen gerät.

Er rührt sich auch nicht, als die Haustür geht, als Lichtschein nach zwei Seiten über den Hof springt. Zwei Stimmen rufen: „Broder, Klein Broder!" Die eine Stimme, die von Karsten, geht nach links, die von Theda nach rechts zum Kuhstall mit ihrem Licht. Aber schon ist Tiras wie ein Rasender ihr voran in den Kuhstall gesprungen.

„Tiras!" ruft das Kind glückselig. „Mutter! Wir haben gebetet, Mutter. Alle Kühe. Auch Melchsala, die kleinste. Und hier ist der Landfremde, den ich lieb habe, Mutter! Sagte ich dir nicht, daß er kommt?"

Theda lehnt sich an den Pfosten des Kuhstalls. Sie sieht aus, als ob sie vergeht. Die Laterne wirft einen honiggelben Schein über ihren Oberkörper und ihr Gesicht bis zu den Augen. Sie legt die freie Hand über die Augen.

„Klein Broder!" sagte sie. „Klein Broder!" Zugleich sieht sie den Vagabunden an, der das Kind im Arm hält. Und plötzlich bückt sie sich. Sie zittert am ganzen Leibe. Die Tränen fließen über ihre Wangen. Sie legt ihre Arme dem Vagabunden um den Nacken. Wie sie so oft getan hat, als sie klein Theda war, und auch später noch, als sie schon das goldene Haarkrönlein trug.

„Broder, Broder, so kommst du in die Heimat zurück!" weint Theda am Halse des Vagabunden, der vor ihr kniet, das Kind im Arm.

**(Schluß folgt.)**

---

**Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.**